

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

## **Neuenburgische Chronik**

**Röben, Wilhelm**

**Oldenburg, 1878**

Dritter Theil, vorgetragen am 4. Dezember 1875.

**urn:nbn:de:gbv:45:1-6425**

## Dritter Theil,

vorgetragen am 4. December 1875.

Wir treten mit unseren Vortrags-Abenden heute den dritten Jahrgang an, wünschen wir dem jungen Institute auch bei dieser Gelegenheit eine fernere treue Pflege und gedeihliches Bestehen!

Den verehrten Anwesenden ist es bekannt, daß der Gegenstand unserer heutigen Unterhaltung die Fortsetzung der Geschichte Neuenburgs sein wird. Wir erinnern uns, daß wir unsere Dorfgeschichte, entsprechend der jeweiligen Benutzung des Schlosses, in Abschnitte getheilt und von diesen die beiden älteren Zeiträume, die Festungs- und die gräfliche Zeit, bereits ganz durchgenommen, den dritten Abschnitt aber, die Gerichtszeit, unvollendet gelassen haben. Wir waren mit demselben bis in die ersten Jahre dieses Jahrhunderts gelangt, also bis innerhalb des Erinnerungsbereichs unserer ältesten Mitbürger, und nahmen uns vor, das, was diese seit ihrer frühesten Jugend an sich haben vorübergehen sehen, als dritten und letzten Theil unserer Geschichte, zum Gegenstand unserer heutigen Unterhaltung zu machen.

Wollen wir denn in Gedanken uns zurückversetzen in eine Zeit, welche etwa 70 Jahre hinter uns liegt, nehmen wir an, wir ständen in dem Jahre 1804 oder 1805. Welterschütternde, von Frankreich ausgehende Bewegungen hatten in einem Theile Europas bereits folgenschwere Umwälzungen hervorgerufen, während das nordwestliche Deutschland und namentlich unser engeres Vaterland davon noch wenig be-

rührt waren; der Oldenburger lebte noch im Frieden, unsere Väter durften damals noch in Ruhe ihrem Berufe nachgehen.

Schon früher im Verlaufe unserer Geschichte hatten wir wiederholt den Wunsch, von dem nach und nach entstandenen Dorfe uns ein Bild entwerfen zu können; wir mußten indeß darauf verzichten und konnten nur hie und da Vermuthungen aussprechen über die allmähliche Entstehung des Ortes; zuverlässiges Material stand uns nicht zu Gebote. Jetzt mag es damit schon besser gehen und dürfte es sich empfehlen, diese Zeit des Friedens zu einem Rundblicke zu benutzen; die Ältesten unter uns sind uns dabei gewiß gerne zur Seite und helfen uns, indem sie in ihre Jugendjahre sich zurückversetzen mit dem, was die Erinnerung in ihnen aufbewahrt.

Schauen wir also um uns und wir erblicken ein Dorf, welches in seinen Hauptzügen, in seiner Ausdehnung wie in seiner Eigenthümlichkeit nicht wesentlich mehr von dem Dorfe abweicht, welches wir heute bewohnen. Die ersten Jahrhunderte nach der Erbauung des Schlosses waren, wie wir uns das — und gewiß mit Recht — gedacht haben, der Ansiedelung auf unserem Boden wenig förderlich gewesen; mit der Herverlegung des Landgerichts aber, und namentlich als dieses einige Jahrzehnte hier residirt hatte, wurde es damit wohl allmählig anders, man gewann Vertrauen zu dem Bestande der Dinge, Beamte baueten sich an, welche bisher vielleicht sich nothdürftig beholfen hatten; auch andere Leute gründeten sich ein Heim, welche durch das Gericht und dessen Verkehr hier Beschäftigung und Erwerb zu finden gedachten. Der Staat kam der Baulust zu Hülfe, indem er von den Eschländereien auf Erbpacht ausgab und dadurch das Entstehen der Straßen ermöglichte, welche wir Esch, Borderesch und Hintereich nennen. Die meisten der an diesen Wegen belegenen Häuser können wir als allmählig seit Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden annehmen, einzelne auch

datiren aus dem Anfange dieses Jahrhunderts, so z. B. das hart an Neuenburgs Grenze gelegene früher Ostertunische, jetzt Wesselsche Haus, welches im Jahre 1803 erbaut wurde. Unser Schloß war seit seinem Entstehen wiederholtem Umbau unterzogen worden; nicht nur vor der Gerichtszeit, sondern auch während dieser waren häufig Veränderungen vorgenommen, welche wohl von Zeit zu Zeit nothwendig werden mochten, um den jeweiligen Gerichtspräsidenten einen einigermaßen wohnlichen Sitz in den alten Räumen zu bieten; vor etwa 70 Jahren hatte indeß das Gebäude wohl schon ziemlich die Einrichtungen, welche wir bis zum Ende der Gerichtszeit in demselben gekannt haben. Die Umgebung zeigt uns dagegen größere Abweichungen. Wenige Jahre zuvor, also vielleicht bis etwa gegen 1800, hatten noch die Graften den engeren Garten völlig umschlossen; zur Vermittelung des Zugangs zum Schlosse hatte eine mächtige Zugbrücke die Graft überspannt, ein Erinnerungszeichen an entschwundene Zeiten, welches wir gerne noch hätten erhalten gesehen. Statt der Brücke erblicken wir jetzt an jener Stelle das zweite Thor, der Graben ist damals vor dem Aufgange zum Schlosse durchdämmt. Ueberhaupt war die Schloßgraft zu damaliger Zeit ausgedehnter, namentlich gegen den Westen dehnte sich ein hübsches, breites Bassin, ein herrlicher Tummelplatz für die Jugend zur Winterzeit; südwärts davor befand sich ein tief liegender Erlenbusch, häufig vom Wasser durchflossen, beides bereicherte gar sehr die hübsche Umgebung des Schlosses; gegenüber lag ernst und düster der noch stehen gebliebene Flügel des ehemaligen Armenhauses; ostwärts daneben das jetzt etwa 100 Jahre alte von Lindernsche Haus mit seinen buntgeschnitzten Thüren und vielerlei sonstigem Zierrath, umgeben von einem kunstvoll angelegten, reich mit allerlei Statuen ausgestatteten Garten. Ein Ausläufer der Graft zog sich neben der Straße herauf bis in die Nähe des Schulgebäudes, eine lustige Brücke über denselben, in der Nähe des jetzt von Negeleinschen Hauses

führte von der Mühlenstraße in die Schloßgärten. Getrennt davon, aber ohne Zweifel auch ein Ueberbleibsel der einstigen Festungsgräben, zog sich eine Grast vom äußeren Schloßthor bis gegen Georgs Hause hin, woselbst wir ein kleines Stück davon heute noch vorfinden; der größere Theil ist seitdem zugeworfen, hat bereits eine Generation Pappeln getragen und trägt jetzt die junge, hoffnungsvolle Lindenallee. Von weiteren Gräften finden sich mehrseitig Spuren, wir können annehmen, daß bei Anlegung der Festung für die Sicherung derselben durch Wasser nach Möglichkeit gesorgt worden. Bei der eben geschehenen Erwähnung der jungen Allee gedenken wir auch der älteren Lindenallee, des schönsten Schmuckes des Dorfes; so viel ich darüber habe erfahren können, sind die Bäume in den neunziger Jahren gepflanzt worden, sie standen also zu der Zeit, in welcher wir mit dem Verlaufe unserer Geschichte uns befinden, bereits in vielversprechendem Wachsen; wir gedenken zugleich mit Dank derer, welche durch Schaffung der Anlage ihren Sinn für Verschönerung des Ortes so erfolgreich be-  
thätigten.

In dem Schatten dieser Bäume — wenn auch dieselben damals noch wenig Schatten geben konnten — erbaute sich der Apotheker Grimm den Sitz für die Apotheke im Jahre 1804; er war als Gründer der Apotheke einige Jahre zuvor ins Dorf gezogen und hatte in der Zwischenzeit in dem früher Ludewigsschen, jetzt Suhrenschen Hause sein Geschäft betrieben. Es war ein schöner Platz, den er sich wählte; vielleicht mochte er dabei denken, daß einst die jungen Linden und die junge Apotheke in ihrer Lebensdauer mit einander wetteifern könnten.

Unsere Umschau fortsetzend, finden wir dann an der Stelle, wo jetzt die Häuser von Pape, Bley und Bredehorn gelegen sind, noch grüne Weide, getrennt vom Wege durch die vorerwähnte alte Grast; vom Schloßthor aus hindert nichts den Blick über das weite, braune, scheinbar unendliche

Moor. Am Eingange der Straße, zwischen der Apotheke und dem gegenüber liegenden Stalle des Herrentruges kannten wir später noch ein starkes hölzernes Thor, ich weiß aber nicht, ob es zu Anfang des Jahrhunderts schon da war, oder ob es später zur Bezeichnung einer Zollgrenze war aufgerichtet worden; in den dreißiger Jahren ward von Fuhrwerken noch eine kleine Abgabe erhoben und deswegen während der Nacht das Thor geschlossen; mit Wegfall der Abgabe ward das Thor überflüssig und wurde entfernt.

Damit möchte ich wohl unsere Umschau im alten Neuenburg schließen; wenn mir vielleicht noch manches Erwähnenswerthe entgangen ist, so werden wir doch mit dem Borgeführten uns begnügen müssen, wir dürfen uns nicht länger dabei aufhalten.

Wir haben schon erwähnt, daß unser Ländchen noch verschont geblieben war von den Drangsalen der Napoleonischen Kriege, welche bereits einen Theil Europas und auch Deutschlands schwer heimsuchten; unser Landesherr blieb bemüht, sein Staatsschiff durch die drohenden Klippen hindurch zu lenken, allein auf die Dauer gelang das doch nicht, bald brach auch über uns das Unglück herein. Zunächst waren es die Truppen des damaligen Königs von Holland, der zur Unterstützung der politischen Zwecke seines Bruders, des französischen Kaisers, die diesseitigen Lande besetzen lassen mußte, wodurch auch unser Dorf mit den Lasten fremdherrlicher Cinquartierung befaßt wurde. Die holländischen Truppen kamen im Herbst 1806 und blieben wohl einige Jahre lang, um dann einem Heer französischer Douaniers Platz zu machen, welches zur Handhabung der Continentsperre die Küstenstriche der Nordseeländer zu überziehen gesandt wurde.

Mit dem Einzuge dieser Leute hub die berüchtigte, für die Küstenbewohner unvergeßliche Schmuggelzeit an; die Continentsperre war ja an sich eine so ungeheuerlich crasse

Anordnung, daß sie den allerfühnsten Schmuggel herausfordern mußte; die Wächter dagegen, für ihren persönlichen Vortheil nicht blind, ließen nach Befinden Strenge mit arger Bestechlichkeit abwechseln; daß auf diese Weise eine furchtbare Demoralisation einriß, ist nur natürlich. Mit Waffen und mit Gelde erzwangen die verbotenen Waaren den Eingang über die Grenze, Opfer auf Opfer kostete es, die Wege ins Land zu eröffnen, denn auf allen Ecken lauerte der Verrath, begierig, sein Schweigen theuer erkaufen zu lassen; gerieth durch solche Verhandlungen ein Transport ins Stocken, so legte, in gerechter Würdigung der Lage, die Menge sich ins Mittel, zerschnitt und zerstach, wo es anging, Ballen und Fässer, daß die verpönten Kaffeebohnen und Gewürze auf die Straße fielen, um dann von glücklichen Findern aufgelesen zu werden. Gar manche solcher Scenen erinnern alte Neuenburger sich noch; ein Glück, daß andere Zeiten wiederkehrten, welche dem Unwesen ein Ziel setzten, es wäre sonst arg geworden, ward es doch auch so in der kurzen Zeit arg genug; wie viele Menschen gingen moralisch zu Grunde, wenige gelangten zu bedentlichem Reichthum, der auch keineswegs glücklich machen konnte.

Zwar blieb trotz dieser Belästigungen der oldenburgische Staat noch in einiger Selbstständigkeit fortbestehen, allein mehr und mehr wurden die fremden Eingriffe dem Landesherren unerträglich, so daß endlich im Jahre 1808 unser Herzog sich genöthigt sah, dem von Napoleon geschaffenen und unter seinem Schutze stehenden Rheinbunde beizutreten, um auf diese Weise das Land vor gänzlicher Auflösung zu bewahren. Es half das indeß auch nicht dauernd, Napoleon setzte Alles daran, den englischen Handel zu zerstören, stärker und stärker ließ er die Nordseeküstenlande besetzen und endlich, gegen Ende des Jahres 1810, in maßloser Mißachtung bestehender Rechte und Verträge, mitten im Frieden, das Herzogthum Oldenburg und die benachbarten Küsten-

lande zu Bestandtheilen des französischen Kaiserreiches erklären. Unserem Landesherrn ward als Entschädigung die Souverainetät über das Fürstenthum Erfurt angeboten, doch hielt derselbe es mit Recht unter seiner Würde, auf Kosten Dritter sich entschädigen zu lassen; schweren Herzens verließ Peter Friedrich Ludwig das Land, um in Rußland Schutz zu finden und in der Ferne mitzuwirken zur Herbeiführung eines Umschwungs der Dinge.

Ein Federstrich also von fremden Kaisers Hand, und unser Herzogthum hatte als solches zu bestehen aufgehört. Sofortige vollständige Besetzung durch französische Truppen, Auflösung sämmtlicher oldenburgischen Behörden und Entlassung der Beamten waren die nächste Folge. Unbekümmert um eingewohnte Verhältnisse, jählings und ohne vermittelnde Uebergänge führte man die Normen der französischen Verwaltung und Rechtspflege hier ein; ein Unterpräfect und ein Tribunal in Oldenburg, 10 Friedensgerichte für das in 10 Kantone getheilte Land, daneben unter dem Präfecten stehende Mairien für die Verwaltung der Gemeinden, traten an die Stelle der aufgelösten oldenburgischen Behörden. Alles ward im Fluge nach der französischen Schablone organisirt, mochte es für die Verhältnisse des Landes und seiner Bewohner passen oder nicht; im Wesentlichen waren es französische Beamte, welche die Maschine in Gang bringen und erhalten mußten; daß unser Volk zum größten Theil deren Sprache nicht verstand, das kümmerte die Organisatoren nicht, führte aber nichtsdestoweniger zu den allergrößten Unzuträglichkeiten.

Wie es unserem kleinen Neuenburg bei dieser Umwälzung erging, können wir uns vorstellen; es erging ihm höchst traurig. Das Landgericht war aufgehoben, die Beamten, außer Thätigkeit und ohne Erwerb, zogen theils hinaus, theils vermochten sie das nicht und mußten da bleiben in kümmerlicher Lage mit der schwachen Hoffnung auf die Wiederkehr anderer Zeiten. In unserem verlassenen



Schlosse etablirte sich ein Wirthshaus, die Acten räumten dem Krüge und der Flasche das Feld; freilich ein niederschlagender Tausch, aber was war Besseres zu machen! Vereint mit der schweren Schädigung des Ortes durch die Aufhebung des Gerichtes wirkte die drückende Last der dauernden Einquartierung, um die Bewohner verzagen und verzweifeln zu machen; was war da natürlicher, als daß sie mehr und mehr die Wirthshäuser aufsuchten, um im Trinkgelage vorübergehend ihre Sorgen zu vergessen; was konnte da mit dem altherwürdigen Schlosse Besseres geschehen, als daß die Räume hergerichtet wurden, um dem Herrenkrüge und den übrigen Wirthshäusern zur Aufnahme der zahlreichen Gäste mit zu helfen! war doch neben den Ortsbürgern auch noch die Soldateska da, welche nicht viel Anderes zu thun hatte, als im Krüge zu liegen.

Man hatte aber eine ziemlich beträchtliche Zahl von Soldaten, Reiter und Fußvolk, hierher und in die nächste Umgegend verlegt; der Ort mochte den Führern aus mehreren Gründen dazu geeignet erscheinen. Zunächst fanden sie inmitten desselben den schönen geräumigen Sammelplatz, welcher auch sofort entsprechend hergerichtet, namentlich mit Barrieren versehen wurde, zum Anbinden der Pferde u. s. w. — beiläufig auch sehr zum Amüsement der Jugend, welche auf diese Weise unverhofft Turngeräthe vorfand und unausgesetzt daran sich tummelte —; dann bot auch das nahe gelegene Haidfeld schöne und leicht zu erreichende Plätze zum Exercieren. Wir kennen ja den Exercierplatz bei Kuttel, der von jener Zeit diesen Namen behalten hat — früher stand auch der Galgen daselbst —, da, wo jetzt in Frieden die Tannen grünen, da dröhnten vor 60 Jahren die Schritte der französischen Colonnen, da schallten Trommelwirbel und Trompetengeschmetter weithin über die Haide. Auch das war für die damalige Jugend ein Hauptspas, in ganzen Scharen zog sie Tag für Tag mit hinaus, sich zu ergötzen

an dem glänzenden Schauspiel, und noch heute erinnern sich unsere Aeltesten der herrlichen Zeit, welche sie damals durchlebt.

Die Kinder kannten die Sorgen der Väter nicht, sie hatten keine Ahnung davon, wie schwer der Druck auf dem Lande lastete, sie konnten namentlich auch den Schmerz jener Wunden nicht ermessen, welche die französische Conscription so vielen deutschen Familien schlug.

Wir können es begreifen, wenn unter allen übrigen vielleicht gerade diese Plage am schwersten empfunden wurde. Wie mancher hoffnungsvolle Sohn ward den Seinigen entrissen, ward eingereiht in die Heere des Bedrückers und gezwungen, mit zu kämpfen gegen die Freunde des Vaterlandes. Für Manche war das eine gradezu unerträgliche Aussicht, es ward Alles daran gesetzt und die abenteuerlichsten Wege nicht gescheut, um solchem Schicksale zu entgehen. Unser benachbartes Moor hat manchem Jünglinge in jener Zeit auf Wochen und Monate ein kümmerliches aber sicheres Asyl geboten; an entlegener, unwegsamer Stätte ward der Versteck hergerichtet, unter dem Schutze der dunklen Nacht die Versorgung des Flüchtlings mit dem Nothwendigsten ermöglicht. Wohl ward zu Zeiten das Dorf aufgeboten und bei schwerer Strafe ihm auferlegt, solche Refugiés zu finden, allein sie wurden wohl kaum oder selten gefunden, der Franzose selbst wagte sich nicht hinaus auf den tückischen Moorboden; die meisten werden sich gerettet haben vor den Schergen des Eroberers, während die andern, welche seinen Fahnen folgen mußten, wohl fast alle auf Rußlands Eisfeldern ihr Grab fanden.

Wohl war es eine schwere, schwere Zeit! Doch haben wir, bevor wir sie verlassen, noch einer Einrichtung aus derselben zu gedenken, welche für Neuenburg nicht ohne Interesse, es ist das die derzeitige Mairie-Einrichtung unserer Gegend. Die Franzosen fanden unseren Amtsbezirk in zwei Gemeinden getheilt vor; äußerst summarisch, wie sie durch-

weg zu Werke gingen, pflegten sie doch aus den bestehenden Gemeinden — mitunter auch, indem sie ein paar kleinere zusammenlegten — je einen Mairiebezirk zu bilden; hier aber hatten sie es zweckmäßig befunden, neben den Mairien Bockhorn und Zetel auch eine Mairie Neuenburg zu constituiren. Es mag dahin gestellt bleiben, ob die etwas abgeschiedene Lage Neuenburgs, die Nähe der Grenze, oder in dem Soldatenwesen liegende Interessen, oder vielleicht welche andere Gründe zu dieser Eintheilung führten; es mußte aber den Organisatoren daran liegen, es so einzutheilen, denn um die Mairie Neuenburg einigermaßen zu stärken — die Franzosen zogen nämlich zu mancherlei Lasten die Mairien alle gleichmäßig heran, ohne die Verschiedenheit der Leistungsfähigkeit zu berücksichtigen —, hatte man ihr die Dorfschaft Schweinebrück und merkwürdigerweise auch Halsbek hinzugelegt. Haben die Franzosen uns freilich sonst nicht viel Gutes gebracht, so haben sie doch mit dieser ihrer Mairie-Eintheilung uns einen hübschen Vorgang für unsere spätere Gemeindebildung hinterlassen; man soll ja auch vom Feinde lernen; freilich, Halsbek mit in unsere Gemeinde hinein zu ziehen, daran hat wohl Keiner denken können.

Indem wir jetzt weiter gehen, versetzen wir uns zunächst in die Stimmung unserer Väter, als endlich, nach jahrelangem Bestehen, das Joch der Fremdherrschaft abgeworfen wurde. Schon in der Mitte des denkwürdigen Jahres 1813, als der russische General Tettenborn Bremen eingenommen hatte, war in Folge zu günstig aufgenommener Nachrichten das Land in Bewegung gekommen; an vielen Orten, auch in unserer Gegend, war man gegen die Franzosen aufgetreten, welche man schon im vollen Abzuge wähnte, wie sie in der That mehrseitig auch bereits den Abmarsch angetreten hatten. Es war das damals indeß noch Täuschung, und bittere Folgen gingen daraus hervor; auch hier zogen die Franzosen, erfüllt von Rachedurst, wieder ein; ihre erste

Wuth ließen sie aus am unschuldigen Herrenkrüge, welchem sie fast sämtliche Fenster mit blankem Säbel einschlugen; gewiß ein tapferes Thun!

Lange währte es indeß doch nicht mehr, da drangen die Nachrichten von dem Ausgange der großen Völkerschlacht hieher — Nachrichten, welche beiläufig volle acht Tage gebrauchten, um bis hier zu gelangen —; zuerst waren es leise auftretende, mit bangen Zweifeln aufgenommene Gerüchte, aber rasch folgte die volle, freudige Bestätigung und da war es denn mit einem Schlage mit der ganzen Franzosenwirthschaft zu Ende. Der Abzug ward zur Flucht vor den nachfolgenden Kosacken; es ging so rasch, daß mancher Kamerad der großen Armee nicht mit überweg konnte, sondern hier zurück bleiben mußte. Wir haben ja gerade hier manche von diesen Zurückgebliebenen lange noch gekannt; die Bihain, Mineur, Kapinsky und andere unterschieden sich in späteren Jahren von anderen guten Oldenburgern durch nichts als durch das gebrochene Deutsch, welches sie sprachen. Ob diese Leute hinterher es unterließen, die Rückkehr in ihre Heimath zu betreiben, weil sie glaubten, der Thaten schon genug gethan zu haben, oder ob das behäbige Leben der Oldenburger sie festhielt, wollen wir nicht entscheiden; wir finden es aber nur natürlich, wenn vernünftigen Leuten die guten Kohltöpfe der friesischen Wede nicht gleichgültig waren. In manchen Fällen wirkte indeß wohl auch ein anderer Magnet. So war ein Douanier, ein Elssasser, längere Zeit zu Ellenserdamm thätig gewesen, die Grenze gegen eindringende Contrebande zu decken, hatte aber nebenbei auch Zeit und Gelegenheit gefunden, das Herz einer biederen Landmannstochter aus der Nachbarschaft zu gewinnen. Als nun die Kosacken näher kamen, da ward es Sache für unseren Douanen, an einen geordneten Rückzug zu denken, und retirirte er denn auch zunächst nach Neuenburg, wo er noch Theile der französischen Armee zu finden hoffte und auch fand. Creilten ihn aber die Kosacken nicht mehr, so holte

seine Geliebte ihn hier wieder ein, welche, seine Absicht zu fliehen ahnend, fast zugleich mit ihm hier eintraf und energisch gegen seine Flucht protestirte, wenn er nicht zugleich auch sie mitnehmen wolle ins fremde Land. Die Verhandlungen waren noch in vollem Gange, da erschienen zorn-erfüllt die Eltern des Mädchens: „Mit so'n Duan will use Kind dat Land verlopen?“ Sie wandten sich an meinen Großvater, den Maire des Bezirks, der auch die Sache dergestalt ins Gleiche brachte, daß die Eltern mit der Tochter heimkehrten. „Ik harr et mi noch wat gefallen laten“, rief die Mutter beim Aufsteigen, „wenn et en annern ornlichen Kerl wesen weer, awer so'n Duan!“ Die Douaniers standen unter den überhaupt von unseren Oldenburgern wenig geachteten Franzosen ganz unten. Unser Douane faßte aber doch die Sache anders auf, er hatte es ehrlich gemeint, zwar mußte er fortziehen mit der großen Armee, er nahm aber seinen Abschied sobald er konnte, suchte seine Geliebte wieder auf, erneuete die Werbung und gewann — er hatte ja den Douanenrock ausgezogen — die Einwilligung der Eltern zur Heirath. Die beiden wurden ein Paar und lebten manches Jahr glücklich in einem Dörfchen nicht weit von hier, wo sie eine Gastwirthschaft betrieben, sie hatten stets vielen Zuspruch, denn gerne lauschten die Gäste dem ehemaligen Zollwächter, wenn er von seinen zum Theil abenteuerlichen Erlebnissen erzählte.

Wie bereits erwähnt, war mit dem Bekanntwerden des Ausgangs der großen Leipziger Schlacht auch für Neuenburg die Franzosenzeit jählings zu Ende; rasch, wie die Umstände es irgend erlaubten, und schneller fast als man es hätte für möglich halten sollen, zogen die Heeresabtheilungen sich zusammen, welche unser Dorf wie die Nachbardörfer nun schon Jahre lang geplagt hatten, und fort ging es in wilder Eile an den Rhein, über den Rhein. Sie sind seitdem nicht wieder gekommen, die Franzosen; möchte auch ferner das deutsche Reich in der Lage bleiben, etwa

uns zgedachte Besuche an des Reiches Grenzen empfangen und abfertigen zu können.

Ihren Abzug in der größten Eile ins Werk zu richten, hatten die Franzosen alle Ursache gehabt, denn kaum mochten die letzten Abtheilungen die nahe Grenze unseres Landes überschritten haben, als schon die sie verfolgenden Kosacken hier wieder einrückten und von den eben verlassenen Quartieren Besitz nahmen. Die Soldatenwirthschaft im Dorfe hatte damit noch 'ne Weile ihren Fortgang; zwar waren sie unsere Freunde und Befreier, die jetzt eingezogenen Kosacken, und williger trugen die Dorfbewohner die Last der fortgesetzten Einquartierung; allein eine Last blieb es doch, und äußerst schwer war es zu verkehren mit den wilden Steppensöhnen. Zunächst war es nur ein kleiner Vortrab von 16 Kosacken, welche wenige Stunden nach dem Abzuge der Franzosen hier eintrafen, am folgenden Tage aber zogen 400 Mann ins Dorf und dessen nächste Umgebung und alle Quartiere waren besetzt, mehr als besetzt. Für die Zeitgenossen entwickelte sich ein unvergeßliches Bild in jenen Tagen: in malerischen Gruppen lagen die Kosacken umher auf den Straßen und auf dem Hauptplatze des Dorfes zwischen ihren zottigen, unansehnlichen Pferden, welche sie an die kurz zuvor noch von den Franzosen benutzten Barrieren gebunden hatten; was Küche und Keller in den erschöpften Dorfschaften noch herzugeben vermochten, ward den lange ersehnten Befreiern hinaus gebracht und besonders dienten gewaltige Rationen unverdünnten Branntweins die wilden Krieger bei guter Laune zu erhalten. Im Ganzen waren die Leute gutmüthig, manchmal kam indeß doch auch die Rohheit zum Durchbruch; in einem Falle hatte mein Großvater darunter zu leiden; er sollte, als Maire des Ortes, einem Kosacken zu einem Pferde oder zum Umtausch eines Pferdes verhelfen, und als er sich außer Stande dazu erklärte, versetzte ihm der Russe einen Schlag mit dem Kantschu ins Gesicht. Der erste Trupp Kosacken verweilte

indefß nicht lange, es galt ja die im Abzuge begriffenen Franzosen zu verfolgen; weitere Abtheilungen kamen nach in kurzen Zwischenräumen, die aber auch nach kurzem Aufenthalte weiter zogen nach Westen, um erfolgreich mitzuwirken an der vollständigen Befreiung der deutschen Lande.

So war denn Neuenburgs Franzosenzeit und bald darauf auch die kurze Episode der Kosakenzeit zu Ende. Noch vor Ablauf des Jahres 1813, es war am 27. November, kehrte unser Herzog Peter Friedrich Ludwig unter allseitigem Jubel der Bevölkerung nach Oldenburg zurück. Sofort ließ er Hand ans Werk legen, die Behörden für die Landesverwaltung und Rechtspflege, so wie sie vor der Franzosenzeit bestanden hatten, wieder einzusetzen; in Bockhorn zog das Amt, in Neuenburg zog das Landgericht wieder ein, Landvogt Peter Heinrich von Muck bestieg aufs Neue den Präsidentenstuhl, welchen er einige Jahre zuvor hatte verlassen müssen.

Auf die bewegten Kriegsjahre folgt jetzt eine stille Zeit, aus welcher wir für unsere Dorfgeschichte kaum etwas werden zu berichten haben. Für unser Land, wie wohl auch für Deutschland im Allgemeinen, trat bekanntlich nicht gar lange nach Beendigung der Kriege eine in wirthschaftlicher Beziehung recht schlechte Zeit ein. Furchtbar waren die Lande ausgesogen, zahllose Erbsitzen waren vernichtet oder in Frage gestellt, alle Verhältnisse waren arg zerrüttet; daneben hatten die durch den Krieg bedingten vermehrten Bedürfnisse einen hohen Preisstand der hauptsächlichsten Landesproducte hervorgerufen, auch ward — eine natürliche Folge davon — der Werth von Grund und Boden dadurch auf eine Höhe gebracht und erhalten, welche zu der Lage, in welcher nach endlichem Frieden die Lande sich befanden, in gar keinem Verhältniß standen. Es mußte eine Reaction erfolgen, und um so bedeutender mußte der Rückschlag sein als die Ursachen, welche die unnatürlichen Zustände hervorgerufen hatten, manches Jahr hindurch in Wirksamkeit ge-

wesen waren. Der Rückschlag blieb denn auch nicht aus; wenn unsere älteren Mitbürger auf die Jahre von etwa 1825 bis 1835 zu sprechen kommen, so nennen sie die Periode einfach „die schlechten Zeiten“, und jeder von uns weiß, was damit gesagt. Speciell für unser Land und namentlich für unsere Nachbarschaft brachte noch die verheerende Sturmfluth vom 4. zum 5. Februar 1825 eine traurige Verstärkung der ohnehin schon so gedrückten Lage des Landes; 8 Quadratmeilen des fruchtbarsten Landes wurden durch die Deichbrüche überschwemmt und auf längere Zeit werthlos gemacht; bis kaum eine halbe Stunde von hier waren die salzigen Fluthen gedrungen. Zu der allgemeinen Erwerbslosigkeit kamen dadurch neue schwere Lasten, es drohte Alles zu verarmen. Geld war nirgend zu haben, alle Producte sanken mehr und mehr im Preise und erreichten um etwa 1830 einen so beispiellos niedrigen Stand, daß gute Landstellen kaum noch im Stande waren, die Abgaben zu erschwingen, daß die Besitzer auf eigentlichen Ertrag aus denselben ganz und gar verzichten mußten.

Bei solch' traurigem Darniederliegen der Haupterwerbszweige konnte nur Eines aufblühen, das waren die Concurse, und sie blühte auf, die Aera der Concurse, traurigen Angedenkens. Groß ist die Zahl derer, welche arm und nackt die Stellen verlassen mußten, welche sie von ihren Vorfahren ererbt und treu gepflegt hatten; nicht minder zahlreich sind aber auch Diejenigen, welche damals noch im Stande waren, ein Weniges an baarem Gelde aufzutreiben, um damit die verlassenen Landsitze zu erstehen; sie sind zum großen Theile durch den Wechsel der Zeiten reiche Leute geworden. Die Gerichte waren damals durch die Concurse gar sehr beschäftigt, auch unser Gericht hatte eine große Zahl derselben abzuwickeln, an Verkehr und Erwerb mochte es also damals hier im Orte wohl nicht fehlen und manchem unserer damaligen Bürger mag jene traurige Zeit in anderm, in günstigerem Lichte erschienen sein.



Was wir, als in die Geschichte Neuenburgs hinein gehörend, aus jener trüben Zeit noch zu verzeichnen haben, das ist die Einrichtung unseres Neuenburger Marktes, welcher im Jahre 1827 zum ersten Male abgehalten wurde. Daß dieser unser Jahrmarkt während der 48 Jahre seines Bestehens zu großer Bedeutung sich entfaltet habe, können wir eben nicht sagen, der Verkehr auf demselben war vielmehr zu Zeiten ganz besorglich zusammengeschrumpft, was indeß neuerdings durch die Hinzulegung eines Viehmarktes doch auch wieder besser geworden ist; immer war es aber ein hübsches Fest für die Jugend und als solches wird der Markt uns und den Bewohnern der Nachbardörfer hoffentlich noch lange von Interesse bleiben.

Ich glaube nicht, daß wir weiter im Verlaufe der zwanziger und dreißiger Jahre in den Angelegenheiten unseres Dorfes und seiner Nachbarschaft noch Stoff zu Aufzeichnungen vorfinden werden; bei dem Drucke, welcher auf allen Verhältnissen lastete, konnte an Unternehmungen und Neuschaffungen nicht gedacht werden; es galt für Alle das ernsteste Streben, nur das einigermäßen zu erhalten und aufzubessern, was die rauhen Stürme der vorausgegangenen Jahre noch hatten bestehen lassen.

Vielleicht mag es uns interessiren, auch mag es dazu beitragen, uns deutlicher vergegenwärtigen zu können, wie es damals im Lande aussah, wenn wir an dieser Stelle einer Neuerung gedenken, welche doch zu jener Zeit ins Leben trat; ich meine die auf Anordnung der Regierung in den armen Jahren 1830—36 eingeführte Verbreiterung der Wagenspur, welche dem gewohnheitsmäßigen Umschmeißen auf den schlechten Wegen abhelfen sollte und auch abhalf. — Man darf wohl auf die ersten Jugendeindrücke sich nicht allzusehr verlassen; indem wir sie fest in uns aufbewahren, gewinnen sie nach und nach an Deutlichkeit und Lebendigkeit, während später empfangene Eindrücke schwächer und schwächer empfunden werden. Wäre es damit anders, dann

möchte ich behaupten, daß unsere große Zeit, die Epoche machenden Ereignisse der Jahre 1864, 1866 und 1870 nicht so viel oder doch nicht mehr Aufregung, Beredung und Sorge unter unserer Bevölkerung hervorgerufen haben, als damals die Einführung eines neuen Wagengeleises. — Die Angelegenheit beherrschte jede Unterhaltung; wo Zwei sich trafen, da sprachen sie über Wagenspur, über Achsen und Räder, klagten über die unerschwingliche Last, welche dem Lande auferlegt wurde, und wurden nicht müde im Hervorheben der unbestreitbaren Vorzüge der althergebrachten schmalen Spur. Wie die Jugend stets Alles nachzuahmen pflegt, was sie hört und sieht, so konnte es in jener Zeit nicht ausbleiben, daß wir Jungens insgesammt aufs Wagenmachen verfielen, daß wir unausgesetzt Wagen construirten in allen möglichen Formen und Spurweiten; die Kinder waren nicht weniger erfüllt von der großen Tagesfrage als die Erwachsenen. Ich erinnere mich noch, wie ich eines Abends mit Heinrich Oltmanns, unserem damaligen Lehrling, im Laden saß, emsig beim Schnitzen von Rad und Achsen, als der Amtsbote Küper aus Bockhorn hereintrat, eine Bestellung an den Vater auszurichten. „Sieh, sieh,“ sagte er, „ok biet Wagenmaken, hebt Se dar ok Concession to?“ und lächelnd ging er weiter. Ich aber richtete besorgt an Oltmanns die Frage: „Schullen se us dar wat um don können?“ — „Oh, he maakt man Spaß,“ sagte Oltmanns und wir schnitzten getrost weiter.

Wir haben uns da eine kleine Abschweifung erlaubt und sind über das Gebiet unserer Dorfgeschichte hinaus gegangen; die verehrte Gesellschaft wolle das entschuldigen. Eine Neuerung wie die eben berührte würde heute einen solchen Sturm nicht mehr erregen, die Zeiten sind andere geworden; damals aber lebten wir gerade in einer sehr gedrückten Zeit, in welcher die Neuanschaffungen den Betreffenden wohl zum großen Theile recht schwer werden mochten, hat es doch auch, wie mir vorschwebt, bis 1840 oder

noch etwas darüber hinaus gewährt, bis die engspurigen Wagen ganz verdrängt werden konnten. Nun ist das Alles längst überwunden und vergessen, das fahrende Volk weiß auch auf der breiteren Spur einher zu ziehen, das Umschmeißen ist aus der Mode gekommen, oder es gelingt wenigstens nur selten noch einem besonders kunstfertigen Koffelner.

Wir könnten nun wohl damit anfangen, ein Verzeichniß des sämmtlichen zum Gerichte gehörenden Personals mit in unsere Geschichte hinein zu flechten, wie es nach einander hier lebte und wirkte, — manche gute Bekannte und Freunde würden wir zu nennen haben — manche kennen wir noch im Lande, die sich oft und gerne der Jahre erinnern, welche sie in Neuenburg verlebten — allein wenn wir uns eingehender mit einigen von ihnen beschäftigen wollten, so möchte uns das doch zu weit führen, wir sehen daher wohl besser davon ab, wenigstens vorläufig, und verzeichnen einstweilen nur, daß der Landvogt von Muck, den wir nach der Franzosenzeit wieder einziehen sahen, bis 1817 im Borsitz blieb, daß ihm der Canzleirath Unger folgte bis gegen Ende der zwanziger Jahre, und daß dieser darauf in von Römer einen Nachfolger fand.

Für unsere Geschichte finden wir nun wiederum im Verlaufe der nächsten Jahre kaum etwas zu verzeichnen; die Zeit verlief in ruhiger Gleichmäßigkeit, die allgemeine Lage besserte sich allmählig, die Concurse wurden seltener, der Verkehr des Gerichtes daher nicht lebhafter.

Abermals gerathen wir in die Versuchung, uns eine kleine Abschweifung zu erlauben; wir finden die Gelegenheit dazu, wenn wir ein wenig in der Zeit wieder zurückgreifen.

Im Jahre 1836 war es, glaube ich, da kamen mal von der Grenze Nachrichten herüber, daß in und bei Friedeburg eine irreguläre Heeresabtheilung eingezogen sei, die sich formire und in den Waffen übe, offenbar in der Absicht, irgend einen Theil der menschlichen Gesellschaft zu

befehlen. Es war als wenn eine Schaar der alten Landsknechte dem Grabe entstiegen wäre und sich anschickte, in altgewohnter Weise Burgen und Dörfer zu erobern und zu verheeren, als wenn der alte Sirk, der Drost von Friedeburg aus dem 15. Jahrhundert wieder aufgestanden wäre und noch einmal versuchen wollte, die Neuenburg und mit ihr die friesische Wede zurück zu erobern. Wohl mochte man in Neuenburg in Sorge sein, die Festung war ihrer Stärke entkleidet, die Wälle niedergelegt, die einstige Besatzung lag lange im Grabe, und nur noch zwei Dragoner bildeten die bewaffnete Macht des Ortes, nachdem ein Piquet Soldaten von 9 Mann vor einigen Jahren nach Oldenburg gezogen war, welches bis dahin die Depositenkasse des Landgerichtes mit bestem Erfolge bewacht und vertheidigt hatte. Wären die 9 Mann, welche bis zu ihrem Abzuge in unserer „Caserne“ gewohnt hatten — die Caserne war das jetzige Gussfeldsche Haus — noch hier gewesen, so hätte man, tapfer wie die Leute gewiß waren, an Widerstand denken können, an Widerstand bis aufs Aeußerste; aber mit den zwei Dragonern war das doch nicht zu wagen, man hatte mit dem Gedanken sich vertraut zu machen, sich ergeben zu müssen. Da kamen Nachrichten, daß das drohende Ungewitter sich anschickte, in anderer Richtung sich zu entladen. Nachdem die Behörde in Friedeburg dem wundersamen Gebahren der Eindringlinge eine zeitlang vollständig rathlos gegenüber gestanden, nachdem von den Oberbehörden vergebens Weisungen erbeten waren, wie zu verfahren mit einer so monströsen, ganz und gar außer der Zeit stehenden Erscheinung, schien das Heer in seiner Formation sich genügend gefestigt, im Gebrauch der Waffen sich genügend geübt zu haben und schritt in aller Stille zum Abzuge, zum Abzuge nach Nordosten. Es war das Heer dazu bestimmt, die Burg Kniphausen zu erobern; wir wissen, daß der Feldzug keinen Erfolg hatte, geniale und glückliche Verwendung der schwachen Kräfte schützten die Burg vor dem Aeußersten,

das belagernde Heer verfiel in Demoralisation und Auflösung und verzog sich wieder.

Dieser denkwürdige Feldzug gegen Kniphausen hat damals zu einer dramatischen Bearbeitung des abenteuerlichen Unternehmens Veranlassung gegeben, welche unter dem Titel „Kneifhausens Gefahr und Rettung“ zwar nicht im Druck erschienen, gewiß aber noch in vielen Abschriften im Lande vorhanden ist. Wenn gleich der Zwischenfall in unsere Geschichte vielleicht kaum hinein gehört, so haben wir doch nicht umhin können, zu versuchen, denselben nothdürftig mit unserem Neuenburg in Verbindung zu bringen, denn es war zu verlockend, nochmals ein so eminent abenteuerliches Unternehmen zu berühren, welches, obgleich vor kaum 40 Jahren passirt, ganz und gar sich ausnimmt, als gehörte es in die Zeiten des 15. oder 16. Jahrhunderts.

Wie schon gesagt, in unserem Dorfe fiel während einer Reihe der folgenden Jahre Erwähnungswerthes eigentlich nicht vor; Memoiren, die der eine oder andere der hier weilenden Herren wohl hätte schreiben können, sind leider ungeschrieben geblieben, und uns mangelt es daher jetzt an Stoff, bis mit dem Jahre 1848 eine neue Zeit anbrach, welche nicht verfehlte, auch hier ihre Wirkungen zu äußern.

Einige der jüngeren der bei dem Gerichte beschäftigten Herren und andere Bürger hier und in den Nachbarorten ergriffen mit Feuereifer die neuen Ideen, welche lange im Stillen herangewachsen, jetzt durch die Bewegung in Frankreich in Fluß gekommen, den Staat und die Gesellschaft von Grund aus reformiren sollten. Es entwickelte sich ein ungemein reges politisches Leben im Bezirke des Amtes und namentlich auch hier in unserem bis dahin an ein abgeschiedenes Stilleben gewohnten Orte; eine Volksversammlung drängte die andere, Waffenübungen wurden angeordnet, eine Bürgerwehr eingerichtet und jung und alt, hoch und niedrig standen neben einander im Gliede, gerüstet und, wenn es sein mußte, gewillt, die errungenen und noch

zu erringenden Freiheiten mit Aufopferung des Lebens zu vertheidigen.

Deputationen an den Landesherrn gingen ab, unsere Bürger waren mit dabei, am Throne die Wünsche des Landes vorzubringen; eine Volksvertretung ward bewilligt und eingerichtet; wir waren wieder mit dabei, die Grundlagen der neuen Verfassung zu berathen. Es war eine bewegte und nicht minder, für uns und unsere Nachbarn, eine anregende Zeit; mögen die 48er Jahre mitunter zu Ueberstürzungen und Ausschreitungen geführt haben, große und dauernde Erfolge auf dem Gebiete des Staatslebens wie auf den socialen Gebieten haben wir ihnen für alle Zukunft zu danken.

Nach und nach wurden indeß die Lande ruhiger; nach so allgemeiner und andauernder Aufregung mußte einige Abspannung folgen; es kam eine Zeit angestrenzter Thätigkeit für Regierung und Landesvertretung, um die Landesgesetze den neuen Anschauungen gemäß zu reformiren. Nicht in letzter Linie stand in dieser Beziehung die Neugestaltung der Verwaltung und Rechtspflege, eine Reform, welche im Staatsgrundgesetz verheißen, gar bald anfing, in Neuenburgs Zukunft ihre dunklen, Sorge erweckenden Schatten zu werfen. Oeffentliches und mündliches Gerichtsverfahren, Trennung der Justiz und Verwaltung, sollten eingeführt werden, gewiß zeitgemäße und wünschenswerthe Reformen, die sich auch seitdem wohl bewährt haben, die aber nicht ins Leben treten konnten ohne beträchtliche Vergrößerung der Gerichtskreise wie auch der Amtsbezirke, und damit war denn über verschiedene Aemter und Landgerichte, namentlich auch über das unserige, der Stab gebrochen. Mit dieser Aussicht gestaltete sich das Leben für uns Neuenburger seit Anfang der 50er Jahre zu einem stets zwischen Furcht und Hoffnung schwebenden, und zwar so, daß erstere stetig stieg, die Hoffnung dagegen mehr und mehr schwand. Wenn wir erwägen, auf wie wenig kräftigen Grundlagen der Ort im Allgemeinen basirt, wenn wir ferner erwägen, daß, wie wir ja aus

unserer Darstellung einigermaßen ersehen haben, fast ausschließlich auf die stete staatsseitige Benutzung des Schlosses die Entstehung des Dörfchens überhaupt zurück zu führen, so werden wir es durchaus gerechtfertigt finden, daß mindestens diejenigen unter uns mit banger Sorge der Aufhebung des Gerichts entgegen sahen, denen ihre Lage wie ihre Neigung es empfahlen, ihr Heim hier zu behalten. Sie beherrschte uns ganz, diese Sorge; mochte noch so oft die Unterhaltung im Krüge oder in anderen Kreisen auf andere Gebiete sich versteinen, selten blieb die Cardinalfrage ganz aus dem Spiel, fast immer fanden wir uns bei dem Gedanken wieder zusammen: „wie soll es wohlwerden“. Natürlich beschäftigte uns in dieser Zeit nicht minder auch die Hoffnung, noch irgend einen Ersatz für den Verlust des Landgerichts wieder zu erhalten. Der Minister Stüve hatte für Hannover eine Gerichtsorganisation aufgestellt, nach welcher für je 6000 Seelen ein Einzelrichter fungiren und möglichst innerhalb des jedesmaligen Bezirks residiren sollte; das konnte uns frommen, darnach konnte doch ein Amtsgericht wieder bei uns einziehen.

Dann stand der Bentincksche Prozeß zur nahen Entscheidung und gab uns zu denken; wie würde der siegende Graf sich stellen, würde er ein Oldenburgisches Gericht ins Land nehmen? oder würde er vorziehen, seine eigene Gerichtsbarkeit zu haben, wie vor Alters? Dann wäre immer noch Neuenburg da gewesen, um in sein Schloß ein Gericht wieder aufzunehmen. Der Bentincksche Vertrag von 1853 schnitt solche Möglichkeiten ab.

Wiederum trat eine Chance auf, als Barel sich anschickte, Stadt erster Classe mit eigener städtischer Verwaltung zu werden; wie gut konnte da das Amt, welches mit der Stadt nichts zu thun hat, hinausgelegt werden, fand es doch in Neuenburg Wohnung und Geschäftsräume immer bereit.

Was haben wir geschrieben und petitionirt in diesen und anderen Richtungen! es half Alles nichts! Die neue

Gerichts- und Aemter-Verfassung ward berathen, festgestellt und zum Gesetz erhoben; das Jahr 1858 kam heran, ohne daß bis dahin irgend ein Hoffnungstern uns wäre aufgegangen.

Wenn wir einige Jahre wieder zurückgreifen, so wollen wir, um neben all' dem Schatten doch auch etwas Licht aus jeder Zeit mit hinwegzunehmen, hier unserer damaligen geselligen Unternehmungen gedenken. Eine größere Liedertafel hatte manches Jahr schon bestanden, zusammengesetzt aus Bockhorner, Zeteler und Neuenburger Kräften und abwechselnd ihre Versammlungen in den drei Orten haltend; heitere und anregende Zusammenkünfte waren das, deren gewiß alle Genossen sich noch mit Vergnügen erinnern. Ich war damals in der Fremde, vergesse aber die wenigen Abende nicht, welche ich als Gast mitzumachen Gelegenheit hatte. Etwas später, etwa 1849 oder 50, entwickelte sich eine Neuenburger Liedertafel; unter Niebours tüchtiger und unverdrossener Leitung sangen wir allwöchentlich, riskirten es mitunter sogar, eine Zuhörerschaft einzuladen und vertriegen uns im Juni 1854 zu einem großen Sängersfeste, zu welchem zahlreiche Liedertafeln von nah und fern heran gezogen kamen, mit denen wir, vom schönsten Wetter begünstigt, Nachmittags im Urwalde und Abends in Mähmings prächtig decorirten alten Stalle ein unvergeßliches Fest feierten.

An den Sonnabenden pflegte die ganze Gesellschaft im Krüge sich zu versammeln, um in ähnlicher Weise wie im „Cyclus“ in Oldenburg sich zu amüsiren, — wir nannten die Zusammenkünfte denn auch Cyclus-Abende — mit Thonpfeife versehen saßen jung und alt hinter dem Schoppen und sangen nach Herzenslust alte und neue Lieder, die neuen Lieder meist der Rütterschen Muse verdankend, dem die Gabe verliehen war, die Ortsbegebenheiten mit vielem Humor und Geschick in sangbare Verse zu bringen.

Außer den genannten Unterhaltungen besaßen wir —



ast, not least — in den im Herbst 1851 ins Leben getretenen Leseabenden eine höchst schätzenswerthe Abwechslung und Abziehung von des Tages Lasten und Sorgen. Es hat, wie wir wissen, dies Institut der Leseabende die Krisen des Dorfes glücklich überdauert und, mit kaum nennenswerther Unterbrechung, bis heute bestanden, möge es noch lange bestehen! Auf gleicher Höhe, freilich, haben wir mit unseren Leistungen nicht immer bleiben können, wir waren zu Zeiten ungemein glücklich mit Lesekräften ausgestattet; aber laßt uns das Repertoire unseren Kräften anpassen und, wie seither, mögen wohl auch ferner noch hübsche, unterhaltende Abende sich entwickeln.

Auf diese Weise, abwechselnd zwischen Leid und Lust, rauchend und trinkend, lesend und singend und — sorgend, trieben wir dem denkwürdigen Jahre 1858 zu, auf dessen ersten Mai der Abzug unseres Landgerichtes nach Barel anberaumt war. Rüthcr hatte mit seinem „Maitag müssen wir nach Barel“ noch einmal die hinsterbende Sangeslust angefacht, laut erschallte nochmals und wieder die bekannte Weise im kräftigen, vielstimmigen Chor, allein allmählig verstummte der Gesang; wir, die wir hier blieben, stimmten nicht mehr zu den Klängen, und sie, die da gingen, fühlten mit uns, was wir verloren, was vielleicht auch sie verloren, denn Keiner ging wohl gerne. Still ward es denn in unserem Kreise, still kamen sie heran, die letzten Tage des April, die Frachtwagen fuhren vor, empfangen ihre Ladung und schweigend zogen die Familien ihrer Habe nach; wir aber blieben da mit kummervoller Seele.

So endete Neuenburgs Gerichtszeit, der dritte Zeitraum unserer Geschichte; im Jahre 1700 waren die Richter mit ihren Acten von der Christiansburg bei Barel hier eingezogen, um 158 Jahre hier zu weilen, heute zogen sie dieselbe Straße zurück.\*)

\*) Um Versäumtes nachzuholen, wollen wir an dieser Stelle noch das Personal des Gerichts verzeichnen, welches mit dessen Aufhebung

Wir treten in einen neuen, einen übrigens kurzen Zeitabschnitt unserer Geschichte und wollen denselben die Vacanzzeit nennen, weil in der staatsseitigen Verwendung des Schlosses jetzt eine Vacanz eintritt.

Verlassen blieben übrigens die Schloßräume nicht, vielmehr hatten wir die Genugthuung, mit Abgang des Gerichtes eine werthe Familie wieder in die alten Räume einkehren zu sehen, welche lange schon zu unserem Orte in Beziehung gestanden hatte; auch andere Häuser fanden wieder oder behielten einige Verwendung, in etwas durch Zuzug, theils auch dadurch, daß Glieder von Familien, welche lange hier heimisch gewesen waren, auch ferner unser Schicksal theilen wollten. Weiter brachte der Aufschwung der Ziegelfabrikation uns einigen Zuzug und vermehrten Verkehr; was aber hauptsächlich dazu beitrug, die Wirkungen der Katastrophe in etwas abzuschwächen und namentlich unsere gesellschaftlichen Verhältnisse vor gänzlicher Verödung zu bewahren, das war der Umstand, daß verschiedene Institutionen, deren Besitz wir zwar ursprünglich wohl nur der Anwesenheit des Landgerichts zu danken hatten, doch nicht zugleich auch mit diesem sofort verloren gingen. Es blieben hier der Arzt und der Thierarzt, die Apotheke, die Postverwaltung mit täglicher Fahrpost, der Kapellprediger — des Oberförsters nicht zu gedenken, dessen Hiersein als von den hier gedachten Wechselfällen abhängig wohl nicht anzusehen ist —; die Aussicht auf eine Chaussee Verbindung rückte näher; alles dieses erhielt einen leidlichen Verkehr aufrecht, und der Ort gewann nicht gleich ein so trübes Aussehen, wie man wohl hätte erwarten sollen. Aber wie

---

von uns scheid. Als Vorstand fungirte der Rath König, Beisitzer waren die Assessoren Hullmann und Alfen, Kleiboldt war Secretair, von Lindern Pupillenschreiber, Hartmann Registrator, Thormählen Copiist, Corßen Pedell und Schwarting Gefangenwärter. Anwälde waren Bloome, Goose, Rütther und Niebour.

lange konnte das so bleiben! in sicherer Folge mußte ein Stein nach dem andern aus dem Gefüge herausfallen und endlich bald das ganze Gebäude zusammenbrechen, wenn Neuenburg ganz sich selbst überlassen bleiben sollte. Und was konnte der schwache Ort thun, um diesem allmählichen Verfall einen Damm entgegen zu setzen? Die in naher Aussicht stehende Chaussee Verbindung mit Zetel versprach eine schätzenswerthe Abhülfe zu werden, allein es waren, unter anerkannter Mitwirkung der Herren vom Gericht, ganz bedeutende Opfer für diesen Bau gebracht, so daß an weitere Unternehmungen in dieser Richtung vor der Hand nicht zu denken war. Eine engere organische Verbindung mit Aftede, welche die Kräfte der eng zusammen gewachsenen Orte vereint hätte, und welche beiden in gleichem Maße ersprießlich gewesen wäre, blieb durch die vorhandenen, beide Orte scheidenden Gemeindegrenzen ausgeschlossen. — Vielleicht dürfen wir sagen, daß hier die Vergangenheit etwas versäumt hatte; in Neuenburgs guten Zeiten hätte sich ein Aufgehen in einander leichter machen lassen mit dem Nachbarorte; es mögen indeß damals wohl die Geseze im Wege gestanden haben, wie auch der Umstand, daß in Neuenburgs häufig wechselnder Bewohnerschaft diese Interessen nicht recht Wurzel faßten.

So hatten wir denn bei dem Eintritt in unsere Vacanzzeit durchaus nichts, woran wir conservirend und aufbauend Hand legen konnten, als einzig und allein das Capellpredigerinstitut; eben dieses war es auch, welches von langer Zeit her eine gewisse Verbindung zwischen Aftede und Neuenburg aufrecht erhalten hatte, und daß es den Bewohnern lieb geworden war, das beweisen die Anstrengungen, welche wiederholt und zu verschiedenen Zeiten für die Erhaltung desselben gemacht waren.

Die Grundlagen, auf denen das Institut noch stand, waren äußerst schwache; die freie Wohnung im Armenhause hatte mit diesem aufgehört, wie wir an anderer Stelle

gesehen haben; eine Privatschule, welche früher einen großen Theil des Einkommens ergab, hatte wegen Mangel an Schülern eingehen müssen; es war nur noch ein zinstragendes Capital von 936 Thlrn. und eine schwankende Stuhlsteuer von jährlich etwa 90 Thlrn. als Gesamtdotation vorhanden. Daß es damit nicht weiter gehen konnte, lag auf der Hand; ohne alle Fragen stande wir vor einem neuen und nahen Verluste, wenn wir hier nicht zu einiger Aufhülfe uns aufrafften. Zwar trat der uns drohende Verlust an materieller Bedeutung zurück gegen jenen anderen, welchen wir im Jahre 1858 erlitten hatten, allein es kamen hier unsere Herzenswünsche in Betracht, es galt die Erhaltung einer kirchlichen Institution, welche durch mehr als hundertjähriges Bestehen uns lieb und lieber geworden war, deren Verlust uns aber doppelt schmerzlich getroffen hätte in jener für uns so gedrückten, aussichtslosen Zeit. Dazu kamen die Hoffnungen, welche wir mit dem Fortbestehen des Instituts verbanden, es bot absolut den einzigen Ausgangspunct für die Gestaltung einer für die Dörfergruppe so ersprießlichen festeren Verbindung, und wie schwer hätte es uns niedergedrückt, mit dem Schließen der Capelle auch diese Hoffnungen schwinden lassen zu müssen.

Mit allem Eifer machten wir uns denn ans Werk, hier aufbessernd einzugreifen; rasch gelang es uns durch Sammlungen von Haus zu Haus und mit Hülfe zahlreicher auswärtiger Freunde — auch Se. Königl. Hoheit der Großherzog halfen mit — die fehlende freie Wohnung wieder zu schaffen, indem wir die jetzige Pastorei mit Garten für 1500 Thlr. Gold kauften. Ein Kirchhof war zur Bequemlichkeit der Eingefessenen schon 1855 angelegt und in steigender Benutzung, die Erträge desselben fingen an zur Stärkung unserer Lage beizutragen. Pastor Carstens, der damals die Capellpredigerstelle bekleidete, fand in diesen Bestrebungen die seinem Eifer für die Festigung der Sache wohl gebührende Unterstützung und hielt treu mit uns aus,

nimmer ermattend in seinem Streben, in unserer Bevölkerung den Sinn für Erhaltung des Kircheninstituts zu wecken. Wir waren uns noch nicht ganz klar, in welcher Weise die Sicherung des hier Bestehenden etwa geschehen könnte; ob allein nur durch Bildung einer eigenen Kirchengemeinde, worin Manche eine Gefahr erblickten, oder auch auf anderem Wege, als im Winter 1859/1860 die Landessynode einen Antrag des Oberkirchenraths — in Brake und Neuenburg Kirchengemeinden zu constituiren — zum Beschluß erhob und ein Gesetz votirte, welches vorschrieb, in welcher Weise die äußeren Verhältnisse der neuen Pfarochien zu beordnen seien. Die Bildung unserer Kirchengemeinde war gesichert. Mit sehr getheilten Gefühlen zwar ward das betreffende Gesetz aufgenommen; bei manchen Eingewohnten überwog die Furcht vor vermehrten Lasten, bei anderen überwog die Freude, sowohl über die Erhaltung des lieb gewordenen Kircheninstituts an sich, als auch namentlich darüber, daß nun endlich, wenigstens in einer Richtung, ein Band gegeben war, geeignet, die geschiedenen und doch in allen ihren Interessen zusammen gehörenden Ortshaften zu einigen und ihnen zu größerer Selbstständigkeit zu verhelfen.

Die Motive, welche seitens der Oberbehörde dem Gesetzentwurfe zu Grunde gelegt waren, sprachen sich dahin aus, daß hier von den Erfordernissen einer Kirchengemeinde bereits so viel vorhanden sei, daß für die Lebensfähigkeit einer solchen begründete und erhebliche Sorge nicht mehr bestehen könne. Eine Kirche hatten wir in der Schloßcapelle, zwar nicht als Eigenthum, allein es würde uns deren Benutzung nicht entzogen werden; ein Kirchhof war da, war bezahlt und gab bereits Ueberschüsse; eine gute Wohnung hatten wir mit großem Garten; die genannten Capitalien waren da; Ländereien aus den Gemeinheiten waren uns zudedacht, welche sich später als von nicht geringem Werthe erwiesen. Sodann ordnete das Gesetz an, daß derjenige Theil des Boekhorner und Zeteler Pfarreinkommens, welcher

bislang aus den diesseitigen Bauerschaften bezogen war, hier verbleiben solle, und sprach ferner einen verhältnißmäßigen Theil des Vermögens der Muttergemeinden uns zu. Endlich war auch die Stuhlsteuer da, eine von jeher aufgebrauchte Abgabe, welche beibehalten werden konnte mit Rücksicht auf die Fortdauer der Benutzung der Schloßcapelle.

Alles dieses war vorhanden ohne irgendwelche Neubelastung der Eingeseffenen; machte es freilich ein genügendes Pfarreinkommen noch nicht aus, so konnte doch in dem noch Fehlenden eine Ueberlastung der Gemeinde nicht gefunden werden, wenn die Oberbehörde so lange und so weit unterstützend einzugreifen bereit war, wie die Lage der Gemeinde das erheischen möchte, was ja auch geschehen und noch geschieht. Brauchte somit die Gemeinde für das neue Institut, welches, äußerst werthvoll an sich, für die Ortschaften zu großer Annehmlichkeit und Bequemlichkeit gereichte, namhafte neue Lasten zunächst nicht zu übernehmen, durfte ferner bei treuer Pflege des Gegebenen eine allmähliche, wenn auch kleine Aufbesserung der Aufkünfte erwartet werden, so mußten die entgegenstehenden Bedenken mehr und mehr schwinden, und die Worte des Geh. Kirchenraths Nielsen konnten auf fruchtbaren Boden fallen, als er am 22. April 1860 bei Gelegenheit der Constituirung der Gemeinde uns ermunternd zurief:

Zur alten Wahrheit neue Liebe,  
 Zum alten Guten neue Triebe,  
 Ein neues Schwerdt im alten Kriege,  
 Im alten Kampfe neue Siege,  
 Zum alten Gott ein neu Vertrau'n,  
 Das heißt die neue Gemeinde bau'n.

Die Kirchengemeinde war fertig und damit der Grund gelegt für die spätere Bildung der politischen Gemeinde, auf deren Erreichung sich jetzt unsere Bestrebungen richteten.

Inzwischen fuhren wir fort die Regierung um Berücksichtigung zu bitten, wenn irgend etwas sich aufthun sollte, wozu unser Schloß wieder eine für den Ort ersprießliche Verwendung möchte finden können; schon faßten wir dabei eine Ackerbauschule ins Auge, indem die Errichtung einer solchen bereits mehrseitig im Lande Anregung gefunden.

In diese Zeit fällt auch der Ausbau der Chaussee von Zetel bis Neuenburg; lange verzögert durch Schwierigkeiten, welche im Staats-Budget lagen, ward der Bau endlich im Herbst 1861 vollendet; am 23. November weihten wir die neue Straße ein durch eine allgemeine Fahrt nach Zetel, welcher Abends eine Festlichkeit bei Möhmking folgte.

War die Chaussee uns von großem Werthe, so bleibt der Winter, in welchen ihre Fertigstellung fiel, uns um so denkwürdiger, als auch in demselben, und zwar vielleicht zwei Monate später, die frohe Kunde uns erreichte, daß die Errichtung von Ackerbauschulen beschlossen und unsere alte Burg zur Aufnahme einer solchen bestimmt sei. Mit freudestrahlendem Gesichte trug der Eine die Kunde zum Andern, Alles athmete auf, — wiederum war Neuenburg gerettet, Dank denen, welche auf diesem Wege ihre theilnehmende Fürsorge für den gepriiften Ort bethätigt hatten; mögen wir stets solcher Theilnahme würdig bleiben!

Wir kommen zum Abschluß der kurzen Periode der Vacanzzeit, wollen aber diesen Zeitabschnitt, den wir begreiflicherweise vorwiegend in Sorge um die Zukunft verlebten, nicht verlassen, ohne auch einer anderen, freundlichen Seite zu gedenken, welche aus derselben in unserer Erinnerung haftet. Es entwickelte sich nämlich ein treues Zusammenhalten der noch verbliebenen Glieder der Gesellschaft; alle thaten, was sie konnten die Geselligkeit zu pflegen; mit Aufopferung halfen wir den Bockhornern, welche ebenfalls viel verloren hatten, und ebenso treu halfen diese uns die geselligen Unternehmungen aufrecht zu erhalten,

und manches genussreichen Abends erinnern wir uns gerade aus jener sonst stillen Zeit.

Es kam der Frühling des Jahres 1862, mit ihm die Ackerbauschule, und wir treten ein in einen neuen Zeitabschnitt unserer Geschichte, welchen wir die Ackerbauschulezeit nennen wollen; wir können von dieser Periode nur den Anfang bringen, möge die Vollendung weit, weit hinter uns liegen!

Die Schule hatte wohl aus verschiedenen Gründen hier ihren Sitz aufgesucht; es war gewiß in hervorragendem Maße der Wunsch dabei leitend gewesen, dem Orte für seinen Verlust einen Ersatz wieder zu geben; dann sprach das Vorhandensein der Gebäude zu Gunsten des Ortes und erleichterte gar sehr die Einrichtung. -- wieder also war es die alte Burg, welche wesentlich dazu beitrug, uns wieder aufzuhelfen --; ferner kam die Bodenbeschaffenheit der Gegend zur Geltung, sie bietet eine Vielseitigkeit, wie sie so leicht nicht an vielen Stellen in so geringer Entfernung sich finden dürfte, denn hier liegen hohes Heidsfeld und niedrige sumpfige Wiesen, guter Sand- und bester Marschboden, mächtige Torf- und nicht minder mächtige Thon-Lager, herrliche und vielseitige Laub- und Nadelholz-Waldungen freundnachbarlich nebeneinander. Endlich bot auch der Ort an sich Vorzüge, einerseits durch seine reizende Lage und Umgebung, andererseits auch durch Institutionen, welche nicht immer anderswo als an größeren Orten sich finden und dann natürlich auch von den von größeren Orten unzertrennlichen Schattenseiten begleitet sind. Es ward dann diesen empfehlenden Verhältnissen noch eine wirksame Unterstützung dadurch, daß Neuenburg auch in gesundheitlicher Hinsicht eines anerkannt guten Rufes mit Recht sich erfreut, so wie in etwas auch dadurch, daß die Bewohner, ihrer äußeren Lage entsprechend zwar einfach, aber doch auch wieder so gut und behäbig leben, wie eben ihre Lage es zuläßt; ein für das leibliche Wohl der



heranwachsenden jungen Leute nicht gering zu schätzender Umstand.

War dann die Schule ein schöner Ersatz für den Ort, so war wiederum dieser eine besonders geeignete Stätte für die Schule; mit Recht durfte erwartet werden, daß sie sich hier heimisch fühlen, sich gedeihlich entwickeln und gar bald genügend feste Wurzeln schlagen werde, um etwaige Stürme bestehen zu können. Es trat das Institut mit der bescheidenen Zahl von 14 Schülern ins Leben, schon im zweiten Semester aber verdoppelte sich dieselbe, und eine angemessene, wenn auch wechselnde Frequenz blieb seitdem erhalten, aus allen Theilen des Landes und benachbarter Provinzen sich stets neu ersetzend. Viele junge Landwirthe wohnen bereits im ganzen Herzogthum vertheilt, welche zu ihrer Ausbildung eine kürzere oder längere Zeit in unserer Mitte sich aufhielten; sie werden erkennen, daß der Besuch der Schule ihnen von großem Nutzen geworden, zunächst für die Ausübung ihres Berufes, dann aber auch für ihre Stellung im bürgerlichen Leben. Daß die meisten unter ihnen gerne der in Neuenburg verlebten Zeit sich erinnern werden, dürfen wir wohl auch vertrauensvoll an dieser Stelle aussprechen; waren und sind doch die jungen Leute bei allen Zusammenkünften, welche unsere kleine Gesellschaft behuf Erholung und anregender Unterhaltung zu veranstalten im Stande ist, unsern so thätig mitwirkenden wie gerne gesehenen Genossen. Ein Blick auf unsere heutige Versammlung zeigt uns das aufs Neue.

Begnügen wir für heute uns mit dem Wenigen, welches ich über die Entstehung und erste Entwicklung der Schule habe bringen können; hoffen wir, daß das Land uns beipflichten werde, wenn wir den Boden, auf welchem das junge Institut erwachsen, als einen besonders geeigneten und günstigen darstellten, und hoffen wir zugleich auch, daß dieser Boden jene guten Eigenschaften auf lange Zeit sich erhalten möge; mit gutem Vertrauen dürfen wir

dann die Schule ihrem weiteren Schicksale überlassen und mit unserer Abhandlung zu dem wenigen Anderen übergehen, welches uns noch zu verzeichnen bleibt.

Zunächst meine ich hier noch jenes Festes gedenken zu dürfen, welches wir am 27. November 1862 feierten zum Gedächtniß der 400 Jahre zuvor, im Jahre 1462, von unserem Grafen Gerhard dem Muthigen vollzogenen Grundsteinlegung zum Baue unseres Schlosses. Nach den vielen Wechselfällen, welche, wie wir aus unseren Aufzeichnungen ersehen haben, Schloß und Ort erlebt hatten, fiel jenes Fest in ein Jahr, in welchem, nach kurzem Dunkel, ein neuer Stern uns aufgegangen, in der Ackerbauschule ein neu belebendes Institut uns zurück gegeben war. Mit Grund durften wir nun erwarten, dasjenige, was von dem Orte noch übrig geblieben war, erhalten und wachsen zu sehen; mit Zuversicht konnten wir uns hinan machen an die festliche Begehung des Tages, und freudige Zuversicht auch spiegelte sich ab im Verlaufe des Festes, welches unvergeßlich bleiben wird Allen, die es mitfeierten.

Um die Erinnerung an den Tag lebendiger zu erhalten, mag es sich wohl empfehlen, hier das Festprogramm zu verzeichnen: Am Morgen ward der Festtag mit unserer bescheidenen Glocke eingeläutet, am Mittage im Schloßgarten, in der Nähe des Teiches eine junge Eiche gepflanzt und dieselbe, zum Andenken an den Gründer des Schlosses, „Gerhards-Eiche“ getauft, — sie verspricht ein stattlicher Baum zu werden —. Der Abend ward eröffnet mit einem Festspiel, welches, von A. von Negelein verfaßt, die Grundsteinlegung zum Gegenstande hatte; die Aufführung des Stückes, welches wohl in einigen Abschriften noch vorhanden, gelang gar gut vermöge der festlichen Stimmung, in welcher alle Mitwirkenden sich befanden. Nach derselben Versammlung im Schloßhofe, woselbst eine gewaltige Menschenmenge sich eingefunden hatte; Pastor Carstens richtete ein kurzes, herzliches Wort an die Versammlung, lud ein zu

gemeinsamem Gesange und, vom Orchester begleitet, sangen wir im vielhundertstimmigen Chor hinaus in die abendliche Stille „Eine feste Burg ist unser Gott“; eine feierliche Stimmung beherrschte alle Anwesenden, wir standen ergriffen von den Klängen des gewaltigen Liedes. Es folgte ein Fackelzug durch die Hauptstraßen von Neuenburg und Aftede; tief liegender, vom Thauwind durchfeuchteter Schnee vermochte auch diesen Theil des Programms nicht zu beeinträchtigen; Alles, was irgend konnte, zog mit und ohne Fackel dem voranschreitenden Musikcorps nach, welches in Ausdauer fast das Unmögliche leistete, mit gehoben durch den guten Geist, welcher die ganze Feier beseelte. Der spätere Abend fand uns im Saale des Schlosses an wohlbesetzter Tafel wieder versammelt, während welcher die geeigneten Toaste für die Erhaltung der richtigen Feststimmung Sorge trugen. Nach Beendigung des Festessens rief die unermüdliche Schmidtsche Capelle die Jugend zum fröhlichen Tanze, uns Aeltere zum behaglichen Anschau'n des lustigen Treibens. Unsere Blicke schweiften indeß bald über die geräuschvolle Gegenwart hinweg in die stillere Vergangenheit, Ort und Stimmung führten unsere Gedanken mit unwiderstehlicher Macht auf die Geschichte des Hauses, welche in wechselvollen Scenen und Bildern vor unseres Geistes Auge vorüber zog. Allen zu früh, mahnte das Nahen des werdenden Tages endlich zum Aufbruch.

Das Fest war zu Ende, die Erinnerung blieb; werden 100 Jahre später Zeiten und Dinge die Wiederholung einer ähnlichen Feier gestatten? Vergebens fragen wir das, doch hoffen wir es! Möge unsere alte, feste Burg, einst in fehdereicher Zeit der starke Schutz der Landesmarken, dann in milderen Jahrhunderten und im Dienste des Friedens der Hort unseres Dörfchens, noch lange, lange zu unserem Wohle und unserer Freude dem Zahne der Zeit widerstehen.

Wir nähern uns jetzt dem Schlusse unserer Geschichte; es ist wesentlich nur die Bildung unserer politischen Ge-

meinde, womit wir uns noch zu beschäftigen haben werden. Wie wir gesehen haben, blieben bei und nach der Gründung der Kirchengemeinde Bedenken und Zweifel an der Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung bestehen, Zweifel aber, welche ausgesprochenermassen in weitaus den meisten Fällen schwinden würden, sobald durch Hinzutritt der politischen Gemeinde unseren Ortschaften jener vollständige Gemeindeorganismus würde gegeben sein, welcher allgemein im Lande besteht.

Schon im Jahre 1861, also bald nach der Gründung der Pfarrgemeinde, traten wir denn mit unseren, auf die politische Gemeinde gerichteten Wünschen hervor, mit zahlreichen Unterschriften versehen gingen die Anträge an die Regierung ab. Die Sache machte sich aber nicht so leicht, wie wir uns gedacht und erwartet hatten. Den Muttergemeinden waren unsere Bestrebungen nicht gleichgültig, sie suchten begreiflicherweise unser Ausscheiden aus ihren Verbänden zu hindern; der ängstlichen Gemüther gab es ja auch nicht wenige in unseren Bezirken, Warnungen wurden hineingetragen vor möglichen mit der Neugestaltung verbundenen Gefahren und vermehrten Lasten, es entstanden Gegenparteien von ungleicher Schroffheit und den Petitionen für die Sache traten Petitionen contra gegenüber. Die Aussichten schwankten unter solchen Umständen während mehrerer Jahre; neue Anläufe, welche wir unternahmen, riefen Gegenanläufe hervor, der Ausdruck der Stimmung der Eingesehenen ward mehr und mehr unklar, unsere Hoffnungen schwanden. Da ordnete die Regierung — ich glaube es war noch im Jahre 1865 — eine allgemeine Abstimmung vor dem Amte an, und diese ergab denn eine erhebliche Mehrheit für das Project, über  $\frac{2}{3}$  der Abstimmenden sprachen sich für die Gemeindebildung aus.

Damit kam natürlich die Angelegenheit wieder in Fluß, die Regierung ließ einen entsprechenden Gesetzentwurf ausarbeiten und im Anfange des Jahres 1867 fand derselbe die einstimmige Genehmigung des Landtags. Die politische

Gemeinde war somit auch fertig, am 1. Mai 1867 trat sie ins Leben, etwa einen Monat später hatten wir die erste denkwürdige Gemeinderathswahl. Bald darauf gewannen wir in der Person unseres Mitbürgers Oltjen den ersten Gemeindevorsteher, welcher nicht nur den von der ersten Auseinandersetzung mit den Muttergemeinden unzertrennlichen umfangreichen Arbeiten mit Hingabe sich unterzog, und dieselben zu befriedigender Erledigung führen half, sondern auch seitdem mit unausgesetzter Pflichttreue, unter allseitiger Anerkennung der Eingeseffenen des ihm übertragenen Amtes wartete.

Etwa 15 resp. 8 Jahre bestehen also bereits die beiden Neugestaltungen in unseren Gemeindeverbänden; freilich eine zu kurze Zeit noch, um nach allen Richtungen erschöpfende Erfahrungen zu machen, aber nicht zu kurz mehr, um uns wenigstens einigermaßen in den Stand zu setzen, unsere Lage zu übersehen. Fragen wir uns denn heute auf Grund der gesammelten Erfahrungen: „War es richtig, eine neue Gemeinde hier aufzubauen?“ so dürfen wir getrost antworten: „Es war richtig“; auf die äußere und innere Entwicklung der Ortschaften hat der neue Organismus durchaus günstig gewirkt. Eine genaue und klare Begründung dieser unserer Antwort müssen wir indeß für heute uns versagen, möchte sie zwar in den Rahmen dieses neuesten Theils unserer Geschichte wohl noch hinein passen, so setzt sie doch die Verführung eines zu ausgedehnten statistischen Materials, außerdem auch ein nicht wohl kurz zu fassendes Eingehen auf die ideale Seite der Frage voraus, um heute noch unternommen werden zu können. Ich denke, es findet sich dazu in anderer Form und unter anderen Umständen wohl mal bald eine geeignete Gelegenheit.

Wollen wir denn auch von dem jüngsten Stück Neuenburgischer Geschichte, von unserer Gemeindebildung, Abschied nehmen und, um beiläufig auch die Geschichte unseres „Herrenkruges“ nicht zu vernachlässigen, hier zum Schlusse

noch verzeichnen, daß die Errungenschaften der letzten Jahre auch ihm neues Leben und den Muth gaben, sich im Jahre 1868 in den stattlichen Bau umzuwandeln, welcher uns heute gastlich aufgenommen hat.

Damit sind wir nun mit unseren Aufzeichnungen der Gegenwart sehr nahe gekommen, fast bis in dieselbe hinein gelangt, und unser Stoff ist erschöpft.

Hat die verehrte Gesellschaft meine Vorträge freundlich aufgenommen, so ist andererseits mir die Zusammenstellung derselben eine ungemein wohlthuende Arbeit gewesen, eine Arbeit, von der ich fast bedauere, daß sie beendet. Vielleicht komme ich einem mehrfach ausgesprochenen, neuerdings auch in mir aufgestiegenen Wunsche nach und lasse eine kleine Auflage von meinen Vorträgen drucken, um deren Inhalt, namentlich unter den Bewohnern unseres Gemeindebezirks, eine größere Verbreitung zu geben. Aus der Vergangenheit lernen wir ja zum Theil unser Verhalten zur Gegenwart einrichten; zeigt aber die Vergangenheit Neuenburgs uns manche tief einschneidende Wechselfälle und kritische Zeiten, in denen der langsam erwachsende Ort wieder zusammen zu brechen drohte, so mag die Kunde davon dazu beitragen, das Bewußtsein in uns rege zu erhalten, daß das verhältnißmäßig wenig starke Gemeinwesen, welches wir aufgebaut haben, gar leicht durch neue Gefahren kann bedroht werden, gegen welche ein festes Zusammenstehen aller Glieder nothwendig sein kann. In dem Gefühle aber, daß unsere Einrichtungen zu ihrer Erhaltung fortdauernder, aufopfernder Pflege bedürfen, mögen wir Alle den Antrieb finden, um so treuer zusammen zu halten, möge Keiner es sich nehmen lassen wollen, so viel er kann dazu beizutragen das Ganze zu stützen und zu heben. Beharren wir auf solchen Wegen, so wird die Zukunft uns nicht im Stiche lassen. Könnte der Inhalt meiner Vorträge in diesem Sinne ein wenig festigend und fördernd wirken, so würde

das ihren bescheidenen Werth nicht wenig erhöhen, und ein warmer Wunsch von mir wäre erfüllt.

Hiemit aber wollen wir den dritten und letzten Theil der Geschichte unseres Dorfes und zugleich auch unseren heutigen Vortrag schließen, indem wir nur jenem Bümmersteder, der da sagt: „Et giest doch man een Bümmerstede“, noch nachrufen: Es giebt nur ein Neuenburg!



